

## Am besten, du folgst einem Irrlicht

*Angelika Klüssendorfs neues Buch „Das Mädchen“ ist ein gleißender Gesellschaftsroman über eine Jugend in der DDR – und ganz von heute*

Von Helmut Böttiger

Manchmal liegen die alten DDR-Wörter in diesem Text wie Plastiktüten in der Landschaft: Abschnittsbevollmächtigter, Mitropa-Gaststätte, Dederon-Kittelschürze. Aber man sollte deswegen nicht gleich darauf schließen, es mit einer der Bestandsaufnahmen des verblichenen deutschen Staates zu tun zu haben, mit der Archivierung und Musealisierung entschwundener schräger Kindheiten. Angelika Klüssendorfs minutiöse Schilderung eines Familiendesasters trägt zwar alle Züge des preußisch-sowjetischen Sozialismus, geht jedoch darüber hinaus. Ihr Roman ist ein Modell – er beschreibt exemplarisch bürgerlichen Verfall, Entwurzelung und Verwahrlosung, wobei die Rahmenbedingungen die üblichen und vergleichsweise unauffälligen sind. Diese Geschichte könnte gerade auch heute spielen.

Wir verfolgen ein namenloses Mädchen zwischen 12 und 17 Jahren. Es wird zwar in detaillierter und greller Nahaufnahme erfasst, tritt uns aber distanziert und objektivierend in der dritten Person gegenüber. Schon mit dem ersten Satz stellt die Autorin unmissverständlich klar, dass es nicht um Poetisierung und Harmonisierung geht, sondern um eine harte, zugespitzte Wirklichkeit: Exkreme fliegen durch die Luft, die Zwölfjährige und ihr sechsjähriger Bruder sind tagelang in der Wohnung eingeschlossen und schütten ihren Kübel aus dem dritten Stock auf die Straße. „Das war der Angriff der Stinktiere“, denkt sie, und das ist das erste, präzise Bild für ihre Situation. Sie gehört, obwohl sie mitten in der Gesellschaft steht, zu ihrer anstößigen, verborgenen Seite.

Der erste Satz wirkt zwar wie ein Warnschuss, doch was sich auf den folgenden Seiten entwickelt, greift nicht mehr in dieses provokative, expressive Arsenal. Die psychischen Innenwelten, die nun Zug um Zug eröffnet werden, sind weitaus schockierender. Die beiden Geschwister wachsen bei einer alleinerziehenden Mutter auf. Ab und zu bringt sie Männer mit ins Haus, auch für längere Zeit, darunter den Vater des Mädchens, doch derlei Versuche des Zusammenlebens scheitern regelmäßig an lautstarken Krächen, Gewaltausbrüchen und Alkoholexzessen. Als Kellnerin in der Gaststätte des Hauptbahnhofs hat die Mutter eine recht privilegierte Stellung, sie verdient relativ viel Geld und sucht Westkontakte. Aggressives Selbstmitleid und abrupte Prügelorgien wechseln in ihrer Kindererziehung ab.

In der Prosa Angelika Klüssendorfs geht es nicht um Effekte. Die alltägliche Brutalität, die verheerenden Zustände werden nicht direkt abgebildet, sondern schlagen sich in der Art und Weise nieder, wie das Mädchen die Welt wahrnimmt. Es gibt hier nichts Plakatives. Als auf dem Schulhof der aktuelle Schlager „Am Tag, als Johnny Kramer starb“ gesungen wird, versucht sie, „ein genauso durchgedrehtes Gesicht“ wie die anderen zu machen, „als würde sie dazugehören“. Warum sie sich nicht dazugehörig fühlt, wird durch kurze, einschlägige Szenen deutlich. Sie reißt öfter aus, und einmal übernachtet sie in einem heruntergekommenen Schrebergarten, obwohl am Zaun zunächst ein großer Hund knurrt.

Als sie sich auf das zerschlissene Sofa legt, „streckt der Hund wie selbstverständlich seine Vorderläufe aus und leckt ihr Gesicht ab“. Obwohl nie etwas auch nur im Ansatz kommentiert wird, ist klar: hier haben sich für einen kurzen Moment zwei Schicksalsgenossen gefunden. Und ab und zu zwingt das Mädchen ihren Bruder, ihr Lieblingsspiel zu spielen: die beiden Geschwister testen die Reaktionsfähigkeit der Autofahrer und laufen ohne Vorwarnung über die Straße. Auch dies ist ein scharfes Bild für die gesellschaftliche Verortung der Figuren. Dass der Bruder dabei verletzt wird und bleibende geistige Schäden davonträgt, wird in beiläufigen, aber umso einschneidenderen Sätzen deutlich.

Bei der Schulfreundin Elvira scheint das Mädchen ein gewisses Gegengewicht finden zu können: dass sie hier jeden Dienstag „Willi Schwabes Rumpelkammer“ sehen darf, wirkt wie eine Verheißung. Es geht in der Familie dieser Freundin zwar ärmlich zu, aber es gibt so etwas wie Geborgenheit. Doch Elviras Mutter ist so dick, dass sie sich wie ein Möbelstück in die Türen hineindrehen muss, und der Vater hat ein Parteiabzeichen und versucht dem Mädchen die Vorbildfunktion des proletarischen Übersollerfüllers Adolf Hennecke nahezubringen. Das hat etwas rührend Hilfloses. Die Welten werden unvereinbar, als das Mädchen in seiner Dankbarkeit Elviras Mutter etwas schenken will und im Laden ganz selbstverständlich eine Schürze für sie klaut.

Für einen kleinen Augenblick blitzt die Erkenntnis auf, dass die Elvira-Familie zu wenig Geld hat, um auf ähnliche Weise durch Formlosigkeit und Konsum zu verwahrlosen wie die Protagonistenfamilie – ohne dass dies aber eine Lösung wäre. Die Abwärtsentwicklung des Mädchens wird in einzelnen Stufen geschildert – sprachlich genau kontrollierte Momentaufnahmen, in denen das Geschehen wie in einem Brennspeigel erscheint.

Das Mädchen wird in der Schule auffälliger und aggressiver, doch als die Jugendhilfe in ihrem Elternhaus nach dem Rechten sieht, gelingt es Mutter und Vater in einer gespenstischen Szene für eine Stunde eine wahre Musterfamilie zu simulieren. Schein und Sein sind immer zum Zerreißen gespannt. Letztlich endet die Jugendliche doch im Heim, trotz vorübergehender Phasen der Hoffnung. Einmal versucht ihr Vater, ein neues Leben mit einer neuen Frau an der Ostsee aufzubauen. Für einige Wochen glimmt die Vision einer Zwischenzeit auf, bevor alles wieder in die alten Gleise gerät.

Und als die Mutter eine neue Beziehung eingeht und ein Wunschkind zur Welt kommt, findet das Mädchen in dem neuen Bruder Elvis eine ungeahnte emotionale Möglichkeit: sie probt an ihm die Mutterrolle, beruhigt und wickelt ihn, während die Mutter selbst schon längst wieder unansprechbar und repressiv ist. Solche Momente

der Sehnsucht wirken in diesem Text besonders intensiv, sie leuchten verführerisch wie Irrlichter.

Schon früh steht im Zeugnis, dass das Mädchen seine „guten geistigen Fähigkeiten ungenutzt“ lasse. Und auch, als sie auf der untersten Stufe der Leiter angekommen ist und eine Lehre als Rinderzüchterin macht – „Rinderzüchter wird nur, wer nichts Besseres bekommen hat“ – besteht sie zunächst die Melkprüfung als Beste, reißt aber dann doch wieder aus. Die inneren Stimmungen dieser Heldin werden nie reißerisch vorgeführt, es gibt in diesem aufregenden gesellschaftlichen Sittenbild kein falsches Pathos.

Die Hilfeschreie werden nur durch eine untergründige, einfühlsame Andeutungstechnik als Hilfeschreie erkennbar. Es ist eine beeindruckende Engführung, wie dieser schmale Roman die Schilderung eines sozialen Milieus mit der Geschichte einer Pubertät kurzschließt. Gerade in den Heimszenen erscheint die Sexualität und der Umgang mit dem eigenen Körper als stimmiger, irritierender und beunruhigender Ausdruck äußerer Zwänge.

In diesem Roman wird eindringlich wie selten vorgeführt, wie eine gesellschaftliche Abseitsposition entsteht, ohne dass dies zugleich als Außenseiterrolle romantisiert wird. Klüssendorfs Sprache ist geprägt von einer radikalen Beschränkung. Sie wirkt wie ein Knochengerüst und nimmt damit auch stilistisch die körperliche Erscheinung des Mädchens ins Bild. Erklärungen oder psychologische Einlassungen werden konsequent ausgespart. Durch Reduktion entsteht eine ungeheuere Verdichtung. Als das Mädchen den Vater wieder einmal dabei ertappt, wie er lügt und dabei seine Tochter, ihre Mutter und auch sich selbst auf raffinierte und trickreiche Weise hinter Licht führt, sagt er: „Denkst du, mir macht das Spaß?“ Selten erscheint diese Leerstelle so gleißend wie in Angelika Klüssendorfs Roman.

ANGELIKA KLÜSSENDORF: Das Mädchen. Roman. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2011. 182 S., 18, 99 Euro.